



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Winter, Georg: Theodor Lindners Weltgeschichte

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

drei algerischen Departements: Constantine, Algier und Oran nur 19 000 Mann, jedoch keinen einzigen der Reserve überwiesnen. Diese Verschiedenheit in den Leistungen in Algier und Tunis faßt man nunmehr französischerseits ins Auge und vertritt in den Fachkreisen die Ansicht, daß es keine Schwierigkeit haben könne, in einem seit mehr als siebenzig Jahren okkupierten Gebiet das Verfahren anzuwenden, das in einem Schutzgebiet von verhältnismäßig neuem Datum vortreffliche Resultate ergeben habe. Man müsse deshalb nun eine Vermehrung der Eingebornenregimenter Algiers in Erwägung ziehen, indem man zu einer regelmäßigen Rekrutierungsweise, analog wie in Tunis, schreite. Zugleich müsse man allmählich die Anzahl der wie die des Mutterlandes zusammengesetzten Einheiten verringern und in dieser Kategorie nur die Zahl der Zuavenkompagnien und der Chasseurs-Eskadrons beibehalten, die notwendig ist, die im algerischen Gebiet wohnenden französischen Wehrpflichtigen aufzunehmen. Dieses Verfahren würde die mannigfachsten Vorteile bieten, die der Bericht-erstatler über das Kriegsbudget dargelegt habe. Zunächst werde es gestatten, einem wenig gerechten Zustande der Dinge ein Ende zu machen. Zurzeit erfülle fast die Gesamtheit der jungen Franzosen ihre Dienstpflicht in geringer Entfernung von ihrer Heimat. Aber 6500 von ihnen werden über das Mittelmeer zum Dienst in den algerischen Truppenteilen entsandt, was eine lästige Ungleichheit sei. Das vorgeschlagne Verfahren werde überdies die Möglichkeit bieten, die Deckungstruppen Frankreichs an der Grenze gegen Deutschland zu verstärken.

So steht also die französische Armee wieder einmal vor der Ausführung gewaltiger militärischer Reformen. Sie werden zwar dem Lande und seiner Bevölkerung neue und nicht unbedeutende Lasten auferlegen und namentlich von den leitenden Stellen ein hohes Maß von Arbeitskraft und großer Energie verlangen. Aber mit diesem Einsatz können gute Resultate erreicht werden, die, wenn sie sich auch nicht mit einem Schlage zeigen sollten, darum keineswegs an Wert verlieren.



Theodor Lindners Weltgeschichte

Von Georg Winter



In dem heftigen Kampfe der Meinungen, der unter den deutschen Historikern in den letzten Jahrzehnten über Methode und Aufgabe, Grundlagen und Ziele der Geschichtswissenschaft entstanden ist und noch fort dauert, nimmt Theodor Lindners Weltgeschichte^{*)}, von der vor kurzem der fünfte Band erschienen ist, eine durchaus eigenartige und selbständige Stellung ein. Man kann ihn mit keiner der einander heftig befehdenden Richtungen, als deren ausgesprochenste Vertreter

^{*)} Th. Lindner, Weltgeschichte seit der Völkerwanderung. In neun Bänden. Bisher erschienen fünf Bände. (Stuttgart und Berlin, Cotta, 1904 bis 1907.)

Lamprecht und von Below zu bezeichnen sind, identifizieren, wengleich seine Anschauungen, ganz folgerichtig durchgedacht, ihn eher der Lamprechtschen als der Belowischen Auffassung näher stehend erscheinen lassen. Dem entsprechend erkennt er auch, in wohlthuendem Gegensatz zu manchem, in bedauerlich scharfer und ins Persönliche hineinspielender Form unternommenen Angriffe gegen Lamprecht, dessen Verdienste um die Aufstellung neuer Probleme und um eine tiefere Auffassung der Geschichte durchaus gerecht und unbefangen an, ohne sich allerdings den Ergebnissen der Lamprechtschen Anschauungen, namentlich seiner Gliederung der Geschichte in Kulturzeitalter anzuschließen. Dagegen ist sein Begriff von der einheitlichen Entwicklung, die er der gesamten Weltgeschichte zugrunde liegen läßt, in vielen Punkten der Lamprechtschen Auffassung durchaus verwandt. In vielen, aber nicht in allen. Sein Entwicklungsbegriff ist in mancher Hinsicht rein naturwissenschaftlich und nicht rein psychologisch (weder sozial- noch individual-psychisch) gefaßt, wie er denn mit Vorliebe naturwissenschaftliche Analogien mit großem Geschick und in außerordentlich charakteristischer Weise zur Erklärung der geschichtlichen Entwicklung heranzieht, als deren Grundursachen er die Einwirkungen der Natur auf der einen, die Handlungen der Menschen auf der andern Seite bezeichnet. Man wird also seine Geschichtsauffassung am zweckmäßigsten als eine psychophysische bezeichnen können.

Lindner hat die philosophischen Grundlagen dieser seiner Auffassung, deren konsequente Durchführung seine große Darstellung der Weltgeschichte ist, in einer besondern Schrift*) dargelegt, die die theoretische Einleitung zu seiner Weltgeschichte bildet und in ihren wesentlichen Grundanschauungen in kurzer Zusammenfassung in einer Rektoratsrede von 1904 wiederholt wird.***) Auch in dieser philosophischen Grundlegung vermeidet er rein erkenntnistheoretische Untersuchungen, wie sie in jenem Prinzipienstreite mit großer Heftigkeit verfochten werden, und verfährt im wesentlichen rein induktiv. Nicht Theorien will er aufstellen und verteidigen, sondern hauptsächlich geschichtliche Erfahrung feststellen und durch sie Maßstäbe gewinnen für die Erkenntnis und Beurteilung der geschichtlichen Entwicklung. Als das Hauptziel einer solchen entwicklungsgeschichtlichen Darstellung erscheint ihm: „das heutige Sein aus seiner Entstehung zu erklären“; denn „nicht dem, was war, sondern dem, was ist, gehörte mein Interesse an“, erklärt er im Vorwort zum ersten Bande seiner Weltgeschichte, und damit spricht er in schlichten Worten die tiefe, aber oft verkannte und selten beachtete Wahrheit aus, daß auch die Geschichtschreibung, als Wissenschaft genommen, von der Gegenwart auszugehen und nur das zu schildern hat, was aus der Vergangenheit direkt oder indirekt in die Gegenwart und ihren geistigen

*) Th. Lindner, *Geschichtsphilosophie. Das Wesen der geschichtlichen Entwicklung. Einleitung zu einer Weltgeschichte seit der Völkerwanderung*. 1. Auflage, Stuttgart und Berlin, Cotta, 1901. 2. Auflage 1904.

***) Th. Lindner, *Allgemeine geschichtliche Entwicklung. Rede, gehalten beim Antritt des Rektorats am 12. Juli 1904*. Stuttgart und Berlin, Cotta, 1904.

Besitz übergegangen ist. Denn wenn es im Grunde Endzweck aller Wissenschaft ist, die uns umgebende Welt zu verstehen und zu erklären, so kann die Aufgabe der Geschichtsschreibung als Wissenschaft in der Tat nur dahin definiert werden, daß sie die uns umgebende staatliche, gesellschaftliche, geistige und Kulturwelt aus ihrer Genese zu begreifen und verständlich zu machen habe. Darauf beruht ihre Verschiedenheit, aber auch ihre augenscheinliche Ähnlichkeit mit den Aufgaben der Naturwissenschaft, die Lindner von seinem psychophysischen Standpunkt aus zu der charakteristischen Äußerung veranlaßt: „die Geschichte gilt mir ebenso als ein Stück des Erdenlebens wie alle Hervorbringungen der Natur.“ Aber trotz dieses Standpunkts ist er doch nicht geneigt, der Lamprechtschen Anschauung von einem gesetzmäßigen Verlaufe der geschichtlichen Entwicklung und von der notwendigen Aufeinanderfolge gewisser mehr oder weniger genau bei den verschiedenen Völkern wiederkehrender Kulturzeitalter grundsätzlich zuzustimmen. Vielmehr betrachtet er, während Lamprecht die typischen Erscheinungen sozialpsychischer Art als das Entscheidende der geschichtlichen Entwicklung bezeichnet, als deren eigentliches Problem „die Entstehung der Verschiedenheit bei gleichen Ursachen“. Gleichwohl gibt er aber die Existenz einfacher Grundzüge zu, die zu allen Zeiten und bei allen Völkern nachweisbar sind, nähert sich also doch wieder bis zu einem gewissen Grade der Lamprechtschen Anschauung, nur daß er neben den typischen sozialpsychischen Erscheinungen der Entwicklung deren materiellen Kräften einen größeren Einfluß zuschreibt als Lamprecht. Auch hier steht er in selbständiger Haltung beiden entgegengesetzten Richtungen seiner Wissenschaft, gleichsam die Mitte zwischen beiden haltend, gegenüber. Die Geschichte, sagt er einmal, ist weder sozialpsychisch noch individualpsychisch, sondern beides. „Alle Geschichte vollzieht sich in beständiger Wechselwirkung einer Gesamtheit oder Masse und der Individuen.“ (Geschichtsphilosophie S. 11.) Wer würde da nicht an verwandte Aussprüche Rankes erinnern, an dessen geschichtsphilosophische Ideen wohl Lindner, auch sie hier und da nach der naturwissenschaftlichen Seite abwandeln, am meisten anknüpft. Sein Standpunkt gegenüber dem Verhältnis der sozialpsychischen zu den individualpsychischen Kräften der geschichtlichen Entwicklung deckt sich tatsächlich in der Hauptsache mit dem bekannten, scheinbar so einfachen und doch so tiefen Aussprüche Rankes: „Auch in der Geschichte bekämpfen und durchdringen sich Freiheit und Notwendigkeit. Die Freiheit erscheint mehr in den Persönlichkeiten, die Notwendigkeit in dem Leben des Gemeinwesens. Aber ist wohl die erste eine vollkommene, und die andre, wäre sie eine unbedingte?“ (Vorrede zu Sämtlichen Werken, Band 40/41.) Ähnliche Anklänge, aber stets doch wieder mit charakteristischen und durchaus selbständigen Abwandlungen, kehren wiederholt gerade in den philosophischen Erörterungen Lindners, der sich stolz und freudig als Schüler Rankes bekennt, wieder, so zum Beispiel in seiner Stellung zu Rankes Ideenlehre, die er in gewissem Sinne annimmt, aber doch dadurch wieder in ihrem Wesen wesentlich verändert, daß er sie jedes, auch des entferntesten transzendentalen

Charakters entkleidet und einfach, fast naturwissenschaftlich, aus den jeweiligen Bedürfnissen der Menschen erwachsen und mit ihrer Befriedigung wieder vergehend darstellt. Als die eigentlichen Grundkräfte aller geschichtlichen Entwicklung aber betrachtet er die Beharrung (konstante Kraft) und die Veränderung (variable Kraft), wobei er als Kraft der Beharrung die Elemente ansieht, die aus den variablen Kräften, aus Handlungen in den dauernden Besitz der Menschheit übergehen und nun ihrerseits gegenüber den vorwärts treibenden Kräften der Veränderung die erhaltenden Kräfte darstellen, sodaß man seine Theorie von der Beharrung und Veränderung, die er sehr eingehend im einzelnen, in der Geschichtsphilosophie theoretisch, in seiner weltgeschichtlichen Darstellung praktisch durchführt, in den einfachen Satz zusammenfassen kann, daß sich im Gegensatz und Ausgleich der erhaltenden (konservativen) und vorwärts treibenden (liberalen) Kräfte alle geschichtliche Entwicklung vollzieht. Die Geschichte aber ist ihm die Gesamtheit menschlichen Lebens, „Geschichte und Kultur grundsätzlich dasselbe“. Dabei scheint er, nicht ganz und überall zutreffend, die Kraft der Beharrung mit dem zu identifizieren, was Lamprecht die sozialpsychischen Kräfte nennt, die Kraft der Veränderung aber mit den individualpsychischen Vorgängen. Als die grundlegende Ursache wie der Ideen so auch alles Geschehens betrachtet er das Bedürfnis. Und von dieser Grundlage kommt er dann doch wieder zu Anschauungen, die stark an die Lamprechts, so sehr er deren Ergebnisse ablehnt, erinnern, so, wenn er (Geschichtsphilosophie S. 11) sagt, daß dieselben Grundzüge der Entwicklung eigen sind. Diese macht ebensowenig Sprünge wie die Natur; aber, so fügt er bezeichnend hinzu, „Menschen- und Völkerschicksal wird niemals in eine einzige sie erklärende Formel gepreßt werden können“.

Hier, wie überall, wo er, ausgesprochener wie unausgesprochenermaßen, der Lamprechtschen Auffassung entgegentritt, geht das vor allem aus der Verschiedenheit ihres Ausgangspunkts, ihres Objekts, hervor. Lamprecht hat seine Anschauung im wesentlichen aus der geschichtlichen Entwicklung eines Volkes, des deutschen, gewonnen und neigt entschieden dazu, diese zu generalisieren. Seine Anschauung bedarf, auch wenn sie für die deutsche Geschichte als zutreffend anerkannt wird, noch des Beweises ihrer allgemeinen Anwendbarkeit auf alle Völker. Lindner aber geht von dem Grundproblem einer einheitlichen Darstellung der Weltgeschichte, das heißt von dem Nebeneinander, den Einwirkungen und Rückwirkungen der Völker aufeinander aus und betont daher von vornherein ihre zum Teil naturwissenschaftlich begründete Verschiedenheit. Lamprecht betont das Typische der Entwicklung eines Volks, Lindner geht von den variablen Eigenschaften verschiedener Völker aus und betont daher mehr die variablen Kräfte, aber immer mit der Tendenz, zu einer einheitlichen Anschauung über sie zu gelangen. Ob und inwieweit diese einander nicht entgegengesetzten, aber doch stark voneinander abweichenden Anschauungen dereinst zu einer höhern Einheit geführt werden können, muß die weitere Entwicklung der Geschichts-

wissenschaft erst erhärten, für deren Vertiefung durch Aufstellung neuer Probleme sich beide Auffassungen hervorragende Verdienste bereits erworben haben.

Wir können an dieser Stelle auf die Einzelheiten der Begründung der philosophischen Grundanschauungen Lindners nicht eingehn; seine Stellung innerhalb der modernen Strömungen der Wissenschaft glauben wir in der Hauptsache klargestellt zu haben. Das Einzelne muß man in seiner Geschichtsphilosophie nachlesen, die sich allgemeines Interesse in einem Maße erobert hat, wie es wenigen derartigen philosophischen Erörterungen beschieden ist, wie sich am deutlichsten daraus ergibt, daß schon nach drei Jahren eine neue Auflage notwendig geworden ist. Von nicht minder hohem Interesse ist dann die Art, wie Lindner seine geschichtsphilosophischen Grundlagen in seiner Darstellung der Weltgeschichte, die in ihrem eben erschienenen fünften Bande schon bis zum Dreißigjährigen Kriege gediehen ist, praktisch durchgeführt hat, mit einer universalen Vertrautheit mit der Geschichte und Literatur der verschiedensten Völker, die den Leser in wahrhaftes Erstaunen versetzt.

Sehr merkwürdig und von der bisherigen Gepflogenheit universalhistorischer Darstellungen sehr abweichend ist schon der zeitliche Ausgangspunkt, mit dem die Darstellung beginnt. Das gesamte Altertum ist völlig ausgeschlossen oder doch nur in einer kurzen Einleitung in seinen Grundzügen charakterisiert worden. Lindner motiviert das eben mit seinem philosophischen Standpunkte, dem die Aufgabe der Weltgeschichte ist, „das Werden unsrer heutigen Welt in ihrem gesamten Inhalt zu erklären und zu erzählen“. Deswegen glaubt er mit der für die gesamte weitere Entwicklung grundlegenden Periode der Zertrümmerung der alten Welt durch die Völkerwanderung, die einen Bruch mit der ganzen frühern Entwicklung bedeute, beginnen zu können: das Altertum sei ein eignes Blatt im Buche der Geschichte der Menschheit, das gewaltsam ausgerissen wurde; das bewußte Streben aber, auf den Bestand des Altertums zurückzugehen und ihn in neuer Weise nutzbar zu machen, gehöre erst der spätern Geschichte an und sei dort zu schildern. „Denn nicht das Altertum, wie es wurde und war, sondern lediglich das erhalten gebliebne Ergebnis, und auch dieses in der Auffassung der spätern Zeit, ist von weiter wirkender Kraft geworden.“ (Vorwort zu Band I, S. 11.) Es mußte also genügen, „im Anfang kurz zu schildern, unter welchen ungeheuern Krämpfen die zitternde Hand der Geschichte den verhängnisvollen Riß vollzog“.

Allein, hier stock' ich schon. War dieser gewaltsame Riß wirklich so vollkommen, daß die weitere Entwicklung ohne jenes ausgerissene Blatt erschöpfend zu verstehn ist? Hat es nicht, auch ausgerissen, die weitere Entwicklung bestimmend bedingt? Wer wollte das leugnen, der auch nur der äußern Tatsache gedenkt, daß sich im staatlichen Leben des Mittelalters ständig die Idee erhielt, daß das deutsche Kaiserthum eine unmittelbare Fortsetzung des altrömischen sei? Und ist der Einfluß, den das klassische Altertum auf die gesamte weitere geschichtliche Entwicklung bis in unsre Tage hinein, namentlich auf dem Gebiete

des geistigen Lebens ausgeübt hat, wirklich aus den reflektierten Bildern zu verstehen, die durch „das bewußte Streben, auf den Bestand des Altertums zurückzugehen“, aus der Zeit des Humanismus und der Renaissance auf uns gekommen sind? Gerade die glänzende Schilderung von Humanismus und Renaissance und ihre vorsichtige, übertriebne Schätzungen absichtlich zurückweisende Beurteilung, die Lindner im vierten Bande seiner Weltgeschichte entworfen hat, werden ihn überzeugt haben, daß uns die Renaissance des Altertums dessen eigne genaue Kenntnis nicht entbehrlich macht, daß diese vielmehr ein notwendiges Element auch für das Verständnis der Zeit nach der Völkerwanderung ist. Ich halte deshalb trotz aller großen Vorzüge, die ich dieser aus einem Guß entworfenen und in einem Guße durchgeführten Darstellung der weltgeschichtlichen Entwicklung warm und freudig zugestehende, ihre Ergänzung nach rückwärts für unbedingt notwendig und freue mich, daß dem Vernehmen nach eine solche auch von dem Verfasser beabsichtigt wird, sobald das jetzige Werk in vier weitem Bänden seinen Abschluß erreicht haben wird.

Die jetzt schon fast anderthalb Jahrtausende der Entwicklung der Menschheit umfassende Darstellung selbst aber verdient, auch wenn man mit der Auffassung des Verfassers nicht überall einverstanden ist, uneingeschränktes Lob wegen der umfassenden Weite des universalen Überblicks, wegen des besonnenen und umsichtigen Urteils über Wert und Bedeutung der verschiedenartigen Kulturen der in der allgemeinen Geschichte auftretenden und wirkenden Völker, bei deren Schilderung namentlich die unbefangene Schätzung und Wertung der orientalischen Kultur gegenüber der europäischen rühmend hervorgehoben werden muß, wie endlich wegen der Lebendigkeit und Anschaulichkeit der Schilderung, die nur aus inniger Vertrautheit mit dem gewaltigen Stoffe erwachsen konnten.

Auf diesen ungeheuern, in fünf starken Bänden verarbeiteten Stoff in seinen Einzelheiten einzugehen oder gar in solchen abweichende Meinungen vorzutragen, kann nicht Aufgabe dieser Besprechung sein, die sich vielmehr auf eine Charakterisierung des Werkes als eines Ganzen und auf Hervorhebung einiger wichtiger Hauptpunkte beschränken muß.

Im ersten Bande gibt Lindner, wie wir schon erwähnt haben, zunächst eine geistvolle Einleitung, die die ausgelassene Schilderung des Altertums zu ersetzen bestimmt ist. Wir haben schon gesagt, daß wir diesen Ersatz, so treffend hier das Wesen der universalen Kultur des dem Untergange entgegensehenden römischen Weltreichs geschildert ist, als ausreichend nicht anerkennen können, schon weil die für die ganze weitere Geistesgeschichte des Menschengeschlechts entscheidende griechische Kultur in diesem Überblick gar nicht berücksichtigt ist. Dagegen ist die Schilderung der vier Jahrhunderte der römischen Kaiserzeit, die das erträumte Ideal eines Weltfriedens für lange Zeit als verwirklicht erscheinen ließen, an sich eine glänzende Leistung. Hier kommt das Rom der Kaiserzeit in seiner äußern Erscheinung wie in seinem geistigen, religiösen und wirtschaftlichen Leben zu lebensvoller Geltung. Auch die Darstellung der Ent-

stehung des Christentums und der Kämpfe der Römer mit den Germanen enthält eine Fülle eigenartiger und charakteristischer Gedanken. Eingehender schon werden die Anfänge der Völkerwanderung behandelt, die in ihrem weiteren Verlaufe dann zu jenem schroffen Bruch mit der bisherigen Kultur führten, die Lindner veranlaßte, sie zum Anfangspunkte seiner Weltgeschichte zu machen. Als Ursache der Völkerwanderung, die Lindner mit Recht gar nicht als eine gemeinsam geplante oder geschlossene Handlung betrachtet, bezeichnet er nicht nur die Landnot der wandernden Völkerschaften, sondern auch Abenteuer- und Gewinnsucht. Ganz richtig hebt er hervor, daß die deutschen Herrscher (Odoaker, Theoderich) in dem seit 476 eroberten Italien keinerlei Verschmelzung anstrebten, sondern die römischen Einrichtungen im wesentlichen bestehen ließen, ein von ihm selbst erbrachter Beweis dafür, daß der Miß doch nicht ein so vollkommener war, daß er die Unterlassung einer Schilderung der antiken Geschichte in einer Weltgeschichte rechtfertigen könnte. Dagegen ist es richtig, was er von diesen Kämpfen des untergehenden Römerreichs sagt: „Geradezu unermesslich waren die Verluste an Schätzen der Kunst und Literatur jeder Art, an Reichtum und Menschenleben“, und fortführt (Band I, S. 113): „Ein Jahrtausend verging, bis sich die abendländische Menschheit wieder zur geistigen Höhe des zweiten Jahrhunderts emporgearbeitet hatte.“ Der Kirche schreibt er mit Recht das hohe Verdienst zu, den völligen Verlust der alten Bildung verhindert zu haben.

Dem einzigen, in staatlicher Geschlossenheit erhaltenen Reste der alten Kultur, dem Byzantinerreiche, ist dann das erste Buch der eigentlichen Darstellung gewidmet, die hier mit Recht der Geringschätzung und dem absprechenden Urteil entgegentritt, das gemeinhin über dieses Überbleibsel des stolzen römischen Weltreichs gefällt wird. Demgegenüber betont Lindner, daß doch neben den vielen häßlichen Erscheinungen hier auch viel Großes zu verzeichnen ist: „Literatur, Kunst, Recht, Verwaltung (namentlich die Finanzverwaltung), Kirche, Kriegswesen erlitten keine Unterbrechung, sondern entwickelten sich weiter auf dem Stande, den sie zu Anfang des fünften Jahrhunderts innehatten“ (S. 123). Jahrhundertlang war und blieb Byzanz in der alten Welt der einzig wirkliche Staat nach modernen Begriffen. Die Schilderung, die Lindner mit tiefem Eindringen in sein eigentümliches Wesen von diesem Staat entwirft, ist anschaulich und belehrend in hohem Grade, wiewgleich hier und da doch wohl das Urteil zu günstig lautet. Ob zum Beispiel der Satz, daß trotz des herrschenden Despotismus „der überwiegenden Zahl der Kaiser das Zeugnis nicht versagt werden darf, daß sie redlich ihre Pflicht erfüllten oder wenigstens zu erfüllen suchten“, selbst gegenüber der eignen Schilderung Lindners von der äußern und innern Geschichte des byzantinischen Reiches aufrecht erhalten werden kann, erscheint doch einigermaßen zweifelhaft. Immerhin bleiben die Tatsachen sehr beachtenswert, die er anführt, um ein Bild von der Blüte des Handels und der Industrie in der Hauptstadt zu entwerfen. Sehr eingehend wird auch das

Verhältnis des Staats zur Kirche behandelt, das sich hier ganz anders gestaltete als später im Westen unter der Vorherrschaft des römischen Papsttums. In Konstantinopel war und blieb die Kirche in Abhängigkeit vom Staate, der fast die Formen des Cäsareopapismus annahm. Die Patriarchen der Hauptstadt wurden ohne weiteres vom Kaiser ernannt. Auch darin unterschied sich Byzanz vom Westen sehr stark, daß dort im Osten der Klerus keineswegs der einzige Träger literarischer Bildung war, sondern daß es auch eine rein weltliche Bildung gab, die im Westen erst im spätern Mittelalter sehr allmählich neben der kirchlichen emporkam.

Einen besondern Glanzpunkt in der Schilderung des byzantinischen Reiches bildet natürlich das Zeitalter Justinians, jenes Kaisers, der in vollem Maße die universalen Ideen des ehemaligen römischen Reiches wieder aufnahm und sich namentlich durch seine Gesetzgebung einen Namen für alle Zeiten geschaffen hat. Von dem hellen Lichte, das über seiner Regierung liegt, ist in der Darstellung Lindners ein wohl hier und da zu lichter Abglanz auf die gesamte Geschichte des byzantinischen Reiches gefallen. Der Gesamtdarstellung ist das insofern wieder zugute gekommen, als Lindner überhaupt den Schöpfungen der orientalischen Kultur größeres Interesse und Verständnis entgegenbringt, als es gemeinhin in universalhistorischen Schilderungen der Fall ist, die nur zu oft den spätern Sieg der occidentalen Kultur auch auf die Darstellung der frühern Perioden zurückwirken lassen. Seine auf die des byzantinischen Reiches folgenden Schilderungen des neupersischen Reiches und namentlich des Islam zeigen das in hervorragendem Grade. Namentlich ist die Darstellung der innern Zustände des auf religiöser und kriegerischer Eroberung beruhenden Kalifenreiches eine vortreffliche und in sich geschlossene Leistung. Die einheitliche, fest organisierte, in mancher Hinsicht spätere Formen vorwegnehmende Verwaltung tritt uns in anschaulichen Bildern vor Augen, die durch die Vergleiche mit den verwandten Erscheinungen des byzantinischen Reiches noch lehrreicher gestaltet werden. Kirchliche und weltliche Wissenschaft standen auch hier in verhältnismäßig großer Selbständigkeit nebeneinander. Mit besondrer Vorliebe wird auch die mohammedanische Baukunst geschildert und das Urteil über sie in den Worten zusammengefaßt: „Wenn je in der Weltgeschichte, zeigt sich hier, was die gegenseitige Befruchtung der Völker für die Menschheit zu bedeuten hat.“ Eben diese gegenseitige Befruchtung in feindlichen wie freundlichen Berührungen hat er mit Recht als eine der Hauptaufgaben seiner universalhistorischen Darstellung betrachtet.

Erst nach der Schilderung dieser am frühesten entwickelten orientalischen Kulturen wendet sich Lindner nunmehr im dritten Buche des ersten Bandes der weit später erst zu gleicher Höhe gedeihenden Entwicklung des Abendlandes zu, das in den folgenden Jahrhunderten gegenüber der orientalischen Kultur die führende Stellung gewinnen sollte. „Weder von dem oströmischen Reiche noch von dem Islam — so sagt er Band I, Seite 263 — ist die spätere Weltkultur ausgegangen. Sie entfloß Ländern und Völkern, die damals hinter

jenen beiden Weltmächten weit zurückstanden“, den Romanen und Germanen. Hier aber trat nun alsbald schon in den ersten Stadien jener große Kampf zwischen Staat und Kirche ein, der dem Orient im wesentlichen fremd geblieben ist. Zugleich aber tritt ein starker wirtschaftlicher Gegensatz gegen den Orient zutage. Während in den von den Arabern unterworfenen Gebieten städtische Kultur und Geldwirtschaft als Erbschaft der antiken Kultur bestehn blieb, wurden die von den Germanen unterworfenen Länder in agrarisch-naturalwirtschaftliche Zustände zurückgeworfen. Beide Eigentümlichkeiten traten schon in den frühesten kräftigern Staatsbildungen der Germanen, dem merowingischen und dem karolingischen Reiche, deutlich zutage; beiden hat Lindners Darstellung die eingehendste Aufmerksamkeit gewidmet, unter ständigen Vergleichen mit der orientalischen Kultur, in deren Bereich er dann auch China und Indien eingehend hineingezogen hat.

Eine besonders eingehende Charakteristik wird bei der Darstellung der abendländischen Geschichte dem Papsttum gewidmet. Mit Recht betont Lindner dabei, daß gerade das unglückliche Schicksal Italiens in den Jahrhunderten nach der Völkerwanderung dem Papsttum zum Heil gereichte, weil es dadurch, im Gegensatz zu dem Patriarchat von Konstantinopel, von dem Drucke des Hofes und seiner schwankenden Parteien frei blieb. „So vollzog sich die große Wandlung des zerfallenden antiken Rom zum neuauftretenden päpstlichen.“ (Band I, S. 404.)

Von diesem Standpunkt aus schildert dann Lindner eingehend die Bildung des Frankenreichs, Blüte und Verfall des karolingischen Staats unter trefflicher Hervorhebung der Eigentümlichkeiten des Lehnwesens auf der einen, des welt-historischen Bundes Pipins des Jüngern mit dem Papsttum auf der andern Seite, durch die der Knoten für die Entwicklung des ganzen Mittelalters geschürzt wurde. Die Kaiserkrönung Karls des Großen gibt ihm dann wieder Gelegenheit zu einem sehr charakteristischen Vergleich dieses neubegründeten occidentalen mit dem byzantinischen Kaiserreich. „Das östliche Kaisertum — so sagt er I, 335 — war älter als die Kirche und von der weltlichen Macht ausgegangen, die sich die Kirche unterordnete, das westliche entstand erst, als das Papsttum bereits großes Ansehen durch das ganze Abendland erlangt hatte und zu einer eigenartigen und selbständigen Einrichtung geworden war, als es sich fühlen durfte als Vertreter einer Kirche, die dem Staate und dem Volke nicht als ein Teil der Gesamtheit wie in Byzanz, sondern als höhere Macht galt. In jedem der Kaiserreiche lagen also die Vorbedingungen ganz verschieden. Mit Karl begann die Verquickung von Weltlichem und Geistlichem, von Staat und Kirche, die das Mittelalter kennzeichnet.“ In den Kämpfen der Karolinger untereinander aber fing die kirchliche Strömung, die sie begünstigt hatten, an, sich gegen sie zu wenden. Der verhängnisvolle Machtkampf begann, der die ganze mittelalterliche Kaiserzeit beherrscht und die staatlichen Bildungen, namentlich die deutsche, so verhängnisvoll beeinflusst hat.

Nachdem Lindner so die abendländische Welt bis zu diesem Wendepunkte begleitet hat, wendet er sich im zweiten Bande wieder zu der orientalischen Kultur des Islam zurück, der durch seine Eroberungspolitik allenthalben mit der occidental-christlichen Kultur zusammenstieß. Er beginnt wieder mit einem sehr treffenden Vergleiche beider: „In den drei großen Kulturgruppen, die das Mittelmeer umgaben, erfolgte im neunten Jahrhundert gleichmäßig ein Abschluß, der ihr inneres Wesen für die Dauer bestimmte. Obgleich jede eine teilweise Nachlassenschaft des Altertums enthielt, bestanden zwischen ihnen die größten Unterschiede. Sie waren nicht bloß politische, sondern auch geistige Mächte von besonderem Gepräge. In ihrem friedlichen Austausch und feindlichen Zusammenstoß lag die weitere Entwicklung der Weltgeschichte dieses gewaltigen Teiles der Erde und über ihn hinaus.“ (Band II, S. 3.) Dabei tritt denn wieder Lindners sehr hohe Schätzung der arabischen Kultur deutlich zutage; diese Kultur trägt semitischen Charakter, ist aber nicht bloß Nachahmung, sondern selbständige Weiterbildung. „Noch nie waren bis dahin eine Religion und zugleich ihre Sprache über so ungeheure Räume und zahlreiche Völker verbreitet.“ (S. 7.) Und hier in der arabischen Kultur waren nicht wie in der abendländisch-christlichen Bildung und Wissen das Vorrecht einiger wenigen, nicht eines einzelnen Standes, sondern hatten die weiteste Verbreitung. Er bespricht dann im einzelnen die Universitäten, die Poesie, Philologie, Grammatik und Geschichte des Islam. Großen Respekt hat er vor allem vor Ibn Chaldun, von dem er sagt: „Kein mittelalterlicher Gelehrter der ganzen Welt hat so tief über Geschichte gedacht wie dieser Araber; viele der Fragen, mit denen sich heute die Geschichtsphilosophie beschäftigt, hat er besprochen, wie schon sein Grundgedanke, das soziale Leben, die gesamte geistige und materielle Kultur der Gesellschaft in den Mittelpunkt zu stellen, bezeugt“ (II, 14). Und den Gipfel der arabischen Kultur faßt er in dem Werturteil zusammen: „Bagdad vereinigte in sich, was Rom und Konstantinopel jede in ihrer höchsten Blüte waren.“

Nachdem er dann noch den allmählichen Verfall des Kalifats durch innere Streitigkeiten, durch seldschukische Türken und die Mongolen geschildert und auch diesen eine unbefangene Würdigung gewidmet hat, kehrt er wieder zur abendländischen Welt und ihren einzelnen sich ausbildenden Nationalitäten zurück, um sich dann dem großen weltgeschichtlichen Konflikt beider Kulturen, der sich in den Kreuzzügen vollzog, zuzuwenden. Von diesen letzten hat er eine ziemlich kühle Auffassung und erkennt bei ihnen neben den selbstlosen Beweggründen auch sehr selbstsüchtige. Für den Islam bedeuteten sie nach seiner Auffassung nichts als geringfügige örtliche Störungen. „Nicht in ihren einzelnen Vorgängen, wohl aber in ihren allgemeinen Wirkungen ist die weltgeschichtliche Stellung der Kreuzzüge zu suchen.“ (II, 194.) Namentlich erfuhr der occidentalisch-orientalische Handel durch die Kreuzfahrerstaaten nachhaltige und für beide Kulturen wichtige Förderung.

Eine eigentümliche Stellung in diesem sich jetzt entwickelnden Welthandel nimmt dann Rußland ein, dessen älterer Geschichte ein besondrer Abschnitt gewidmet wird, worin der Hauptnachdruck auf die Entwicklung der Welthandelsstraßen durch dieses Land fällt.

Auf dieser universalen Grundlage hebt sich dann der welthistorische Kampf zwischen Kaisertum und Papsttum im Abendlande wirkungsvoll ab. Die Charakteristik der einzelnen großen Persönlichkeiten von Päpsten und Kaisern ist dabei ebenso eigenartig und durchdacht herausgearbeitet wie die der unter dem Einflusse dieses Kampfes sich entwickelnden Zustände. Ganz vortrefflich ist namentlich die Schilderung der Verfassung und Kultur in Deutschland mit seinem noch wenig von dem vorwiegenden ländlichen verschiednen städtischen Leben. Großes Gewicht legt Lindner in dieser Beziehung für die Belebung des Verkehrs auf die Eroberung Italiens durch die Kaiserzüge, die in seiner Darstellung in ebenso hellem wirtschaftsgeschichtlichem wie politischem Lichte erscheinen. Trotzdem aber nennt er, an Sybels Auffassung anknüpfend, im allgemeinen „die Wirkung auf Deutschland verhängnisvoll und staatsverderblich“. Als Ergebnis der ganzen Entwicklung erscheint ihm, daß schon das neunte Jahrhundert die unverlöschlichen Grundlinien für die kirchliche Entwicklung des Abendlandes gezogen habe, indem das Papsttum allgemein als Haupt der christlichen Gemeinschaft anerkannt wurde. „Wohin auch vom Frankenreiche oder von England aus das Christentum weiter schritt, überall hin trug es die Autorität Roms.“ (S. 320.) Von hohem Interesse ist es, die von dieser Grundauffassung aus entworfne Schilderung des gewaltigen Kampfes zwischen den salischen und hohenstaufischen Kaisern und den Päpsten ihrer Zeit im einzelnen zu verfolgen, und überaus reich ist die Fülle charakteristischer Aussprüche, die sie enthält. Wir können aus dieser Fülle nur einige wenige hier anführen. „Es gab, sagt er S. 321, eine einheitliche Kirchengewalt, aber keine einheitliche Staatsgewalt.“ Von dem Papsttum zur Zeit Gregors des Siebenten sagt er: „Eine wunderbare Gewalt, mit keinem Besitz, ohne eignes Heer und doch so großartig. So viel von seinen Erfolgen das Papsttum auch günstigen Verhältnissen verdankte, die Hauptsache lag in der Stärke der kirchlichen Idee, die alle Geister fesselte; sie durchdrang das ganze Leben wie die Luft alle Dinge.“ (S. 353.)

Als Hauptaufgabe des dritten Bandes bezeichnet Lindner, er solle „vor allem zeigen, was diese abendländisch-christliche Kultur vollbrachte, und wie aus ihrer Einheit mit Notwendigkeit die Zersezung hervorging“. Die Art, wie dieser Gedanke durchgeführt wird, erinnert oft an die eigenartige Auffassung, die Heinrich von Sicken in seinem trefflichen Werk „Geschichte und System der mittelalterlichen Weltanschauung“ (Stuttgart, 1887) entwickelt hat. Eben weil Lindner diese Zersezung der Einheit aus dem innern Widerspruche der kirchlichen Idee selbst zu erklären versucht, ist zum Beispiel die Schilderung der Regierungsweise eines Friedrichs des Zweiten in Sizilien, die schon so

vielfach an moderne Ideen erinnert, minder erschöpfend und glänzend ausgefallen, als man bei der Höhe der sonstigen Darstellung erwarten sollte. Hier treten die treibenden Kräfte nicht so deutlich hervor wie sonst, wie namentlich in der Schilderung der Allmacht der Kirche, die sich besonders im vierten und im fünften Abschnitt zu einer Größe und Eigenartigkeit der Anschauung erhebt, die sie den besten Werken über diese Zeit an die Seite stellt. Gerade in diesen Partien aber tritt in dem Gesamturteil ein starker Gegensatz zu der Auffassung Lamprechts von dem Charakter der Kulturzeitalter zutage. Von der „Gebundenheit“ des Mittelalters im Gegensatz zu dem beginnenden Individualismus der Renaissance und des Humanismus will Lindner nichts wissen; Konvention und religiöse Gebundenheit herrschen nach ihm noch heute, Entfaltung der Individualität gab es auch im Mittelalter; worauf Lamprecht nicht ohne Berechtigung erwidern könnte, daß diese heutige Gebundenheit und die Entfaltung der Individualität im Mittelalter eben nicht das Typische der Zeit, sondern Ausnahmen sind, daß trotzdem die Regel der Erscheinungen für die Lamprecht'sche Auffassung sprechen kann; wie Lindner denn selbst an anderer Stelle von der „durch die Kirche gefesselten Wissenschaft“ des Abendlandes spricht, die diese als tief unter der arabischen stehend erscheinen lasse.

Eine neue Periode innerhalb des Mittelalters läßt Lindner mit dem stärkern Hervortreten städtischen Lebens beginnen. Denn, so sagt er (III, 199), „unbedenklich läßt sich der Satz aufstellen: nur diejenigen Länder, in denen städtisches Wesen einen größern Umfang erlangte, drangen zu höherer Kultur vor“. Daher ist denn auch seine Schilderung der Städte und des Bürgertums und seine Geschichte der Hanfa, mit der er sich schon früher eingehend beschäftigt hat, als besonders gelungen zu bezeichnen. Daneben verdient auch seine vortreffliche weltgeschichtliche Würdigung der deutschen Volkskolonisationsarbeit eine besondere Hervorhebung.

Dann wendet sich Lindner der staatlichen Entwicklung der einzelnen abendländischen Nationen zu, die sich in langsamem, in den Hauptmomenten anschaulich dargestelltem Ringen das Recht ihrer nationalen Existenz neben der alles umfassenden Kirche erringen. Sehr stark in den Vordergrund treten dabei die sich in dieser Richtung bewegenden Kämpfe in Frankreich. Der Abschnitt über Bonifatius den Achten, Clemens den Fünften und Philipp den Schönen gehört zu den gelungensten dieses Bandes. Mit gleicher Vorliebe ist die eigenartige Entstehung der italienischen Stadtstaaten, wie Venedig, Florenz, Pisa und Genua, mit ihrer reichen wissenschaftlichen und künstlerischen Kultur, aber auch mit ihren zersetzenden Parteiungen gezeichnet. Eine glänzende Würdigung Dantes schließt diesen Abschnitt.

In der Geschichte des spätern Mittelalters, die den Rest des dritten Bandes bildet, geht Lindner mit besonderer Vorliebe und großem Verständnis den Bestrebungen nach, die eine allmähliche Emanzipation des staatlich-nationalen Lebens von der Vorherrschaft der Kirche anbahnen. Für das Emporkommen

einer nach veränderten Grundsätzen geregelten staatlichen Verwaltung mißt er namentlich Karl dem Vierten mit Recht eine wesentliche Bedeutung bei, der bei ihm überhaupt viel günstiger beurteilt wird als in den meisten frühern Darstellungen. Im Zusammenhang mit den staatlichen Emanzipationsbestrebungen, die theoretisch ihre Hauptvertreter in Marsilius von Padua und Johann von Sandun finden (der Defensor pacis), treten dann die Konzilsbestrebungen auf, die der Allgewalt des Papstes den Satz entgegenstellen, daß die Vertretung aller Gläubigen nicht der Papst, sondern das allgemeine Konzil sei. Dann wendet sich Lindner dem Wirken Wiclifs zu, der zuerst das ganze System der Kirche und der dogmatischen Theologie angreift und damit die Grundlage schafft, auf der sich später die deutsche Reformation erheben konnte. Schon Wiclif forderte Säkularisierung der Kirchengüter. Sehr treffend wird auch die Bedeutung geschildert, die die Mystik für die weitere kirchlich-religiöse Entwicklung gehabt hat. Entscheidend wurde für die auf Unabhängigkeit vom Papsttum gerichtete Bewegung dann namentlich das päpstliche Schisma, das die Autorität des Papsttums von innen heraus zersetzte.

Bevor sich Lindner dann der großen Entwicklung der deutschen Reformation Luthers zuwendet, wirft er im vierten Bande noch einmal einen Blick auf den Orient, durch dessen Stillstand und allmähliche Erstarrung das Aufsteigen Europas erst möglich wurde. Diese Schilderung des Orients, des Untergangs von Byzanz und der Gründung des türkischen Reichs, seiner Größe und seines Verfalls sind ihm das notwendige Gegenbild der abendländischen Entwicklung, die ihm noch einmal Gelegenheit zu allgemeinsten und auf großer Höhe stehenden Vergleichen beider gibt. Semiten und Hamiten sind allmählich zurückgetreten. „So sind es fast ausschließlich die mongolischen und die indogermanischen Völker, auf denen die Entwicklung der Welt beruht.“ (IV, 3, 4.) Die Indogermanen sind Individualisten und Idealisten, die Mongolen Massen- und Autoritätsmenschen und Realisten. Daß dann endgiltig die Indogermanen die Führung errangen, liegt an ihrer größern Anpassungsfähigkeit. Die Gründe, aus denen die orientalischen Kulturen meist ebenso schnell erstarrten und stehen blieben, wie sie emporgekommen waren, werden eben aus ihrem Mangel an Anpassungsfähigkeit trefflich veranschaulicht.

In der Schilderung der abendländischen Kultur des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts unterscheidet sich Lindners Darstellung von der seiner Vorgänger vor allen Dingen dadurch, daß er, wie schon erwähnt worden ist, die weltgeschichtliche Bedeutung des Humanismus und der Renaissance minder hoch anschlägt und vor ihrer Überschätzung warnt. Trotz dieser Begrenzung, zum Teil vielleicht in deren Folge, bietet seine eingehende Darstellung dieser Kulturbewegungen einen eigenartigen Reiz. Noch auffallender vielleicht wird seine Anschauung erscheinen, daß selbst die Reformation Luthers, so fundamental ihre Wirkung gewesen ist, doch nicht eigentlich als der Beginn einer neuen Periode angesehen werden könne. Er polemisiert hier geradezu gegen die gesamte

bisherige Einteilung der Geschichte, die die Reformation als den Anfang der neuern Geschichte bezeichnet. Er selbst erkennt ihr zwar auch in der vortrefflichen Darstellung, die er ihr widmet, eine weittragende Bedeutung zu, sieht aber in ihr doch nur ein Glied, wenn auch das wichtigste, der großen Bewegung der Emanzipation der weltlichen Kräfte von den geistlichen, deren Beginn in die zweite Hälfte des Mittelalters fällt, und deren Abschluß erst die zweite Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts bringt. Er ist daher geneigt, die Periode von der Mitte des dreizehnten bis zur Mitte des siebzehnten Jahrhunderts als eine einheitliche Entwicklung anzusehen und darum den dritten bis fünften Band seiner Weltgeschichte, die diese Periode behandeln, als eine zusammenhängende Reihe zu betrachten. Auch wenn man diese Anschauung nicht teilt — und sie wird keineswegs überall geteilt werden oder überall durchdringen —, wird man ihre Begründung, wie sie an verschiedenen Stellen der Darstellung, namentlich aber im Vorwort des vierten Bandes gegeben wird, mit großem Interesse lesen, ja man wird der Darstellung der Reformation, der Gegenreformation und des Dreißigjährigen Krieges, die die zweite Hälfte des vierten und der ganze fünfte Band bieten, nur gerecht werden können, wenn man sich in diesen Standpunkt des Verfassers hineinsetzt. In allen Einzelheiten wird man diese deshalb erst beurteilen können, wenn man auch des Verfassers Auffassung von der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts und vom achtzehnten Jahrhundert bis zur Französischen Revolution kennen wird. Wir sparen uns aus diesem Grunde ein näheres Eingehen auf die zweite Hälfte des vierten und den ganzen fünften Band bis zum Erscheinen des sechsten auf und werden dann den Lesern dieser Zeitschrift weiter über den Fortgang dieses monumentalen Werkes berichten, das jedenfalls als der eigenartigste und in sich geschlossenste Versuch einer Lösung des großen universalhistorischen Problems seit dem Erscheinen von Ranke's Weltgeschichte bezeichnet werden darf, mit der sie eine trotz aller Verschiedenheit doch nicht zu verkennende innere Verwandtschaft zeigt.

Jedenfalls ist das Werk in seinen großen Vorzügen, ja selbst auch in seinen neben der Einheitlichkeit der Anschauung doch immerhin vorhandenen, ja vielleicht mit dieser zusammenhängenden Schwächen ein voller Beweis für die Richtigkeit der schon im Vorwort des ersten Bandes von dem Verfasser ausgesprochenen Ansicht, daß eine einheitliche Weltgeschichte im Grunde genommen nur von einem den ganzen ungeheuern Stoff beherrschenden Forscher geschrieben werden kann. Die von einer Vereinigung mehrerer Forscher hervorgehenden Werke, wie wir sie seit der Dückenschen „Allgemeinen Geschichte in Einzeldarstellungen“ mehrfach in vortrefflichen Sammlungen erhalten haben, bieten zwar den großen Vorteil, daß die einzelnen Teile von Spezialkennern der einzelnen Periode und der Geschichte des einzelnen Volkes verfaßt sind, aber gerade das eine, worauf es bei einer Weltgeschichte vor allem ankommt: die einheitliche Durchdringung, die Erfassung des Ganzen der Entwicklung der

Menschheit unter einheitlich universalen Gesichtspunkten können sie selbst bei größter Vortrefflichkeit der Einzelleistungen ihrer Natur nach nicht bieten. Schon daß Lindner als einzelner, der freilich von Anfang seiner wissenschaftlichen Tätigkeit an nach eigenem Bekenntnis das Einzelne stets nur unter dem Gesichtspunkt des Universalen, die Spezialgeschichte nur als Vorarbeit zur Universalgeschichte betrachtet hat, nun den kühnen Wurf gewagt hat, sich zu einer einheitlichen Erfassung und Darstellung der universalen Entwicklung zu erheben, muß ihm als hohes Verdienst angerechnet werden. Die Art der Durchführung aber berechtigt schon jetzt zu dem freudigen Zugeständnis, daß das Werk nach seinem Abschluß allgemein als eine Zierde der universalgeschichtlichen Literatur anerkannt werden wird.



Gustav Freytags Soll und Haben

Von Heinrich Spiero



Gustav Freytag gehörte zu den in der deutschen Literaturgeschichte nicht eben häufigen Persönlichkeiten, die von ihrer Generation, von dem Geschlecht, inmitten dessen sie schufen, gleich erkannt, froh begrüßt und mit dauerhafter Teilnahme begleitet wurden. Im allgemeinen pflegt ja der mitschwingende Pendel zeitgenössischen Interesses entweder nach der einen oder nach der andern Richtung zu weit vorzustößen. Wenn auf der einen Seite gerade der vollbürtige Genius keinen Einfluß gewinnt und sich in den Seelen der Zeitgenossen mit dem Platz hinter dem interessanten Talent oder dem gefälligen Unterhalter begnügen muß, werden auf der andern Seite die Begabungen aufs höchste Piedestal gestellt, die, ohne aus Urteilen zu schöpfen, unbewußt den Ton der großen Menge finden. Daher zur Zeit Freytags die Verkennung Hebbels, die heute noch nicht ganz überwunden ist, und die Überschätzung Scheffels, die immer noch andauert.

Gustav Freytag aber, früh von den Besten willkommen geheißener, lebenslänglich ohne Überschwang mit jedem neuen Werk von der Nation wohl aufgenommen, von nicht gesuchter Fürstengunst verwöhnt, als Politiker Genosse eines großen Aufschwungs unsers Volks — so ist er ein leider viel zu feltner Typus deutscher Poetenschicksale. Wie sich auch hier Verdienst und Glück verketteten, haben des Dichters „Erinnerungen“ mit dem bescheiden-stolzen Ton dargestellt, der Gustav Freytag überall so wohl ansteht. Und nun hat ein jüngerer Literaturhistoriker, Hans Lindau, im Rahmen einer größern Biographie die Persönlichkeit und die Arbeit Freytags noch einmal zu schildern unternommen. (Gustav Freytag von Hans Lindau mit einem Bildnis Freytags nach Carl Stauffer und einem Facsimiledruck. Leipzig, S. Hirzel.)

Grenzboten I 1908

61